

MARTINA  
BOGDAHN

MIRABELLEN  
TAGE



MARTINA  
BOGDAHN

Roman

MIRABELLEN  
TAGE

KIEPENHEUER  
& WITSCH



*Für Cäcilie Lotter*



*Stroll around the grounds,  
until you feel at home*  
*Simon & Garfunkel, Mrs. Robinson*



## PROLOG

Der alte Steg ist von Moos überwachsen und das Wasser darunter liegt still und reglos. Es hat dem Holz im Lauf der letzten Jahre zugesetzt. Ich spüre kühles weiches Grün unter meinen nackten Füßen und meine Zehen schieben sich über die Kante der schiefergrauen Planken. Vor mir ruht der Waldsee. Sonnenstrahlen brechen durch die Kronen der hochgewachsenen Fichten und bringen die glatte Oberfläche an ein paar Stellen zum Glitzern. Den Ort hier kennt kaum jemand außer mir. Mit einer Hand löse ich den Haarknoten in meinem Nacken und gehe leicht in die Knie. Schon drücken sich die Fußballen ab, schnellen die Fersen nach oben, strecken sich die Arme dem Wasser entgegen. Kopf voran breche ich durch die Oberfläche und gleite tief und tiefer hinein in einen wilden Sturm aus Luftblasen, bis meine Hände den sandigen Grund berühren. Dort erst öffne ich die Augen, blinze rundum in milchiges Grün und warte darauf, dass mir die Luft ausgeht. Erst als ich es nicht mehr länger aushalte, stoße ich mich mit den Füßen kräftig vom Boden ab und schwimme in zwei, drei Zügen wieder nach oben. Ich atme ein und lasse mich auf dem Rücken treiben. Über mir öffnen sich die Baumkronen und ich kann bis in den Himmel sehen.

Die Morgensonne blendet, und ich muss mein Rad das letzte Stück auf dem Gehweg schieben. Als ich vorhin am Ortsschild vorbeigekommen bin, hat es einen lauten Knall gegeben und der Vorderreifen war platt. Ich bin abgestiegen, habe meine Strickjacke ausgezogen und zu dem frisch gepflückten Wiesenstrauß in den Fahrradkorb gelegt. Es ist noch ruhig auf der Hauptstraße von Blumfeld, gerade schlägt die Kirchturmglöcke siebenmal. Das Läuten ist bis weit über die Ortschaft hinaus zu hören. Es klingt weich und trotzdem blechern. Jeder Schlag erinnert mich an vergangene Zeiten. Als Kind sollte ich immer zum Abendläuten zu Hause sein. Wenn ich mit meinen Freunden irgendwo draußen unterwegs war und wir beim Spielen die Zeit vergessen hatten, mussten wir beim ersten Glockenschlag alles stehen und liegen lassen und losrennen, über Felder und Wiesen, Stock und Stein, so schnell, dass wir dabei über unsere eigenen Füße gestolpert sind und nicht selten atemlos und mit aufgeschlagenen Knien beim Abendbrot saßen. Aber heute Morgen habe ich es nicht eilig, im Gegenteil.

Am Himmel ist keine einzige Wolke zu sehen. Die Geranien in den Blumenkästen vor den Fenstern leuchten rot, und eine leichte warme Brise bringt die Blätter in

den Obstbäumen zum Rauschen. In der Ferne surrt ein Rasenmäher. Ein paar Schwalben fliegen hoch über den Dächern von Blumfeld. Ich bleibe stehen und sehe ihnen eine Weile nach. Dann senke ich meinen Blick und greife fester um die Griffe des Lenkers, gehe weiter. Der Straßenbelag ändert sich und meine Schuhsohlen klappern leise auf dem ausgetretenen Kopfsteinpflaster. Ich quere den Marktplatz und komme an einer kleinen Bäckerei vorbei. Sperrangelweit stehen die Türen offen, die Verkäuferinnen sind gerade damit beschäftigt, die Regale einzuräumen. Der Duft von frisch gebackenem Brot liegt in der Luft und lässt mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Von hinten nähert sich ein Auto. Es rollt langsam an mir vorüber und im Augenwinkel erkenne ich, dass ein Kind auf dem Rücksitz winkt. Im gleichen Moment frage ich mich, warum ich noch niemandem sonst begegnet bin. Andererseits bin ich ganz froh darum. Ich hätte nicht gewusst, wie ich erklären soll, was geschehen ist. Ich kann es ja selbst kaum fassen.

Ich biege vom Marktplatz ab in die Pfarrgasse und schiebe das Rad an unserem Zaun entlang. Bei der Garage lehne ich es an die Wand, lege die Strickjacke über meinen Arm und nehme den Strauß aus dem Korb. Bevor die Blumen ins Wasser kommen, will ich noch kurz im Garten hinterm Haus nach dem Rechten sehen und öffne den kleinen Haken am hölzernen Türchen. Das Scharnier quietscht leise. Der Rasen, die Bäume und Beete, die Sträucher und Rabatten sehen noch genauso aus wie gestern. Hier hat sich nichts verändert. Ich atme auf.

Die Gemüsebeete sind ordentlich geharkt, es wachsen Karotten, Tomaten, Radieschen, Gurken und Zupfsalat. Ein breites Stück Rasen erstreckt sich dahinter bis zum Pfarrhaus. Bis auf eine kleine runde Stelle ist alles frisch gemäht. Auf dem unberührten Rund stehen Hunderte Gänseblümchen. Ich pflücke ein paar mit besonders langen Stielen und stecke sie in meinen Wiesenstrauß. Den Holzzaun des Pfarrgartens entlang blühen Stockrosen und Zinnien und neben den Lavendelbüschen sind vor Kurzem ein paar fleißige Lieschen aufgegangen. Eine dicke Hummel taumelt schwer durch die Luft, und ein Tagpfaueauge landet flügel-schlagend auf den Blüten eines prächtigen Rittersporns.

Behutsam lege ich meine Sachen auf das kleine Mäuerchen neben der Regentonne und schöpfe eine Gießkanne voll Wasser. Es gurgelt erst laut und dann leise. In der Mitte des Gartens steht ein Mirabellenbaum. Nachdem alle Blumen und Beete gegossen sind, stelle ich mich unter seine ausladenden Äste und streiche mit den Fingern über die raue Rinde. Der knorrige Stamm ist von hellgrauen und gelben Flechten überzogen und mittlerweile so dick, dass ich ihn kaum noch umarmen kann. Ich schaue nach oben. Dieses Jahr trägt der Baum so viele Früchte wie lange nicht mehr. Ich pflücke eine Mirabelle, wische sie an meinem Kleid ab und stecke sie in den Mund. Süße Säure bleibt kribbelnd auf der Zunge zurück, als ich den Kern in meine Hand spucke. Die Früchte sind noch nicht ganz reif, aber ich denke, dass ich schon in wenigen Tagen in meiner Küche stehen und etwa dreihundert Gläser köstliche Marmelade daraus kochen werde.

*Obwohl.* Ich höre mich selbst seufzen, als ich mich umdrehe. Seit letzter Nacht ist hier nichts mehr so, wie es war. Mit einem flauen Gefühl im Magen bücke ich mich nach meiner Jacke und dem Wiesenstrauß und wähle den längsten Weg zurück ins Haus.

Auf der steinernen Treppe, die zur Haustür hinaufführt, liegen ein paar Briefe. Ich wundere mich, warum die Postbotin sie nicht einfach drinnen abgelegt hat. Sie weiß doch, dass nie abgesperrt ist. Nacheinander klaube ich die Umschläge von den Stufen und sehe sie beim Hineingehen flüchtig durch. Keiner ist mit einem Absender versehen. Auf zweien sind die *Betenden Hände* von Albrecht Dürer abgebildet, auf dem dritten ein schmales Kreuz und beim vierten Umschlag zittern meine Finger so sehr, dass ich das handgeschriebene *Herzliches Beileid* kaum lesen kann. Der Strauß rutscht mir aus der Hand und die Blumen fallen zu Boden. Ich schlucke, denn jetzt habe ich es schriftlich. Der Josef ist tot. Ich bücke mich, schiebe die Blumen zusammen, schließe die Haustür hinter mir, lege die Briefe ab und gehe nach oben. Ich muss duschen, mich umziehen und meine Haare trocknen. So wie ich aussehe, kann ich nicht unter die Leute.

Warme Sonnenstrahlen fallen durch das Sprossenfenster auf die schmalen Holzdielen meines Zimmers und zeichnen einen Schatten auf den Boden. Mein Gesicht in dem ovalen Spiegel an der Wand ist blass. Ich trete nah heran und entdecke ein paar Kummerfalten um den Mund, hauche gegen das Glas und verschwinde langsam hinter einem

zarten Nebel. Ich hauche noch einmal, und je mehr ich in den Dunst eintauche, desto genauer kann ich mich daran erinnern, wie ich diesen Raum vor vielen Jahren zum allerersten Mal betreten habe: Ich sehe, wie die Türklinke nach unten gedrückt und die Tür langsam aufgeschoben wird. Eine junge Frau streckt ihren Kopf ins Zimmer und tritt zögernd ein. Sie hat einen Karton unterm Arm und einen kleinen Koffer in der Hand. Ihr dunkelblauer Rock, ein farblich passendes Halstuch und ihre Bluse wirken schlicht und sauber. Sie hat eine zarte Statur, aber auffallend kräftige Hände. Nachdem sie ihr Gepäck abgestellt hat, fasst sie ihre dunkelbraunen gelockten Haare im Nacken zu einem Knoten zusammen und dreht sich einmal suchend im Kreis. Es gibt aber nicht viel zu entdecken: ein Bett, ein Schrank, ein kleiner Tisch und ein wackliger Stuhl neben einer Kommode mit einer zersprungenen Marmorplatte darauf. An der Wand hängt ein kleines Kreuz aus Holz. Sie setzt sich und fährt gedankenverloren mit der Hand über den grauweißen Stein. Dann richtet sie sich auf und geht zum Fenster. Der Griff klemmt. Sie muss ein paarmal daran rütteln, bevor es sich öffnen lässt. Die junge Frau stellt sich auf die Zehenspitzen und beugt sich weit über das Fensterbrett nach draußen. So kann sie fast über ganz Blumfeld sehen. Sie hält die Hand vor ihre Augen, die Sonne blendet. Nach einer Weile schließt sie das Fenster wieder und kommt zu mir an den Spiegel, spannt den Stoff ihres Ärmels über den Handballen und wischt damit über das beschlagene Glas. Der Dunst verschwindet und plötzlich sehen wir uns direkt in die Augen. Vorsichtig fahre ich mit den Fingerspitzen die Züge meines Spiegel-

bilds nach, bevor ich die Stirn gegen die kühle Oberfläche lehne und die Augen schliesse. Ein paar Atemzüge lang bleibe ich so stehen. Dann hole ich ein schwarzes Kleid aus dem Schrank. Wie in Zeitlupe schlüpfte ich hinein und schliesse sorgfältig die Knöpfe, wähle ein passendes Halstuch, binde mir die Haare im Nacken zu einem ordentlichen Knoten zusammen und schiebe drei Klammern zwischen die noch feuchten weißen Strähnen in meinen dunkelbraunen Locken. Zuletzt zupfe ich das Halstuch zurecht und drehe mich noch einmal vor dem Spiegel.

»Anna, bist du da oben?«

Von unten höre ich jemanden rufen.

»Anna?«

Ich presse die Lippen zusammen.

»Es ist gleich halb zehn. Die Vera Kammermeier war gerade da und hat dir eine Suppe vorbeigebracht. Ich soll Grüße ausrichten. Und dass du unbedingt etwas essen und endlich zurückrufen sollst.« Die Stimme bröckelt. »Außerdem ist der Bestatter vorgefahren.« Stocken. »Mit dem Sarg.«

Ein letzter Blick in den Spiegel, ich kneife mir kurz in die Wangen. Dann greife ich nach der Handtasche, die auf meinem Bett liegt. Ich schlüpfte mit dem Schuhlöffel in meine besten Schuhe, die ich sonst nur sonntags trage, und atme tief durch, bevor ich die Zimmertür öffne.

Die Treppe im Haus kommt mir steiler vor als sonst. Ich greife um den dunkelrot gestrichenen Lauf des Geländers. Der Lack ist brüchig, an mehreren Stellen auf-

geplatzt, und ich muss an das Gerücht denken, dass hier einst eine meiner Vorgängerinnen böse gestürzt ist. Jeden Samstag soll sie die Holzstufen mit dem Wachs von heruntergebrannten Kirchenkerzen eingelassen haben. Ihre Schutzengel hatten wohl alle Hände voll zu tun, aber letztendlich war es nur eine Frage der Zeit, bis etwas passierte. Ein unachtsamer Moment auf der frisch gewachsenen Stiege genügte, um zu einer Gleichung mit zwei komplizierten Brüchen zu werden: ein offener am rechten Bein und ein zweiter am linken Arm. Die Dame war angeblich sechs Wochen lang beidseitig eingegipst und für nichts zu gebrauchen.

Unten im Flur wartet Herr Gruber. Er ist der Mesner hier im Ort. Stumm sitzt er auf einem Hocker neben der Treppe und starrt aus rot unterlaufenen Augen ins Leere. Obwohl es draußen sommerlich warm ist, hat er seine dunkelgraue gefütterte Wolljacke an. Die trägt er sonst nur im Winter. Ich vermute, dass er bei meinem Anruf im Morgengrauen selbst fast zu Tode erschrocken ist und einfach nach dem erstbesten dunklen Kleidungsstück gegriffen hat, das in seinem Schrank hing. Ich weiß gar nicht, was ich ihm sagen soll, immerhin war er dem Pfarrer sein ganzes Leben lang in treuer Freundschaft verbunden, nicht nur wegen ihres gemeinsamen Arbeitgebers: Die beiden wuchsen nur ein paar Häuser voneinander entfernt auf und haben sogar am gleichen Tag und zur gleichen Stunde Geburtstag.

Als bei Robert Grubers Mutter die Wehen einsetzten und nach der einzigen Hebamme im Ort geschickt wurde,

hieß es, die sei bereits ein paar Häuser weiter im Einsatz. Die Mutter von Josef, Helene Heubeck, hatte nämlich ein paar Stunden vorher einen Blasensprung gehabt. Als hätten sich die zwei Kerlchen zu ihrer Geburt verabredet, hielten sie die Hebamme mächtig auf Trab, bis sie abends zwischen zehn und Viertel nach zehn zwei gesunden, hungrigen und laut brüllenden Jungen auf die Welt geholfen hatte. Die Geburtshelferin war danach so erschöpft, dass der frischgebackene Vater von Robert Gruber, Herr Robert Gruber Senior, sie auf seinem Rücken nach Hause tragen musste. Er hat danach behauptet, dass sie dabei sogar eingeschlafen sei. Und noch Jahre später erzählte die gute Frau kopfschüttelnd, dass dies die mit Abstand anstrengendste Mehrlingsgeburt gewesen war, die sie je erlebt habe. Die falschen Zwillinge klebten, es wunderte niemanden, in der Folge aneinander wie Pech und Schwefel. Sie kamen im selben Jahr in die Schule, entwickelten eine gemeinsame Leidenschaft fürs Angeln, die sie bis ins Erwachsenenalter pflegten, und einmal, so erzählt man sich im Ort, da teilten sie sich sogar eine Badewanne.

Die Geschichte kommt mir in den Sinn, als ich in Roberts glasige Augen schaue.



Die beiden waren sechs Jahre alt und gerade erst eingeschult worden. An einem spätsommerlichen September tag machten sie sich nach Unterrichtschluss auf den Heimweg. Der führte sie, wie bei kleinen Lausbuben üblich, nicht auf der schnellsten, sondern auf der interes-

santesten Route nach Hause. Sie wanderten einmal um ganz Blumfeld herum, sammelten Brombeeren, kickten Steine ins Gebüsch und streuten sich gegenseitig Sand in die Haare. Irgendwann kamen sie an einer Kuhweide vorbei, die hinter einer großen Streuobstwiese lag und durch die die Blumfelder Ache floss. Es muss ein heißer Tag gewesen sein, denn der Wassertrog, eine alte verzinkte Blechbadewanne, aus der die Tiere saufen sollten, war leer. Zumindest erzählten die beiden das hinterher.

Die Kühe muhten, als die Schuljungen am Zaun vorüberliefen. Sie blieben stehen und erkannten gleich, woran es den Tieren fehlte. Da aber weder der Bauer noch die Bäuerin in der Nähe waren, wollten sich die Kinder selbst nützlich machen. Kurzerhand kletterten sie über den Zaun. Doch mit den großen Gießkannen, die neben der alten Wanne standen, wussten sie nicht viel anzufangen, schließlich hatte noch keiner der beiden gesehen, dass jemals jemand eine Kuh gegossen hätte. Also zerrten sie die erstaunlich leichte Badewanne unter dem Zaun hindurch und den kleinen Hang zum Bach hinunter. Dort gab es genug Wasser.

Sie hatten sich überlegt, die Wanne zu füllen und wieder zurückzutragen. Im Eifer des Gefechts unterschätzten sie dabei allerdings, dass sie diese, voll und schwer, nie im Leben wieder den Berg hinaufwuchten könnten. Aber so weit kam es dann auch gar nicht erst. Als sie mit vor Anstrengung hochroten Köpfen das Ufer erreichten und die Wanne die Böschung hinabschubsten, füllte sie sich nicht wie erwartet mit Wasser, sondern schwamm obenauf. Und weil nur selten etwas Vernünftiges dabei

herauskommt, wenn zwei Lausbuben etwas aushecken, stieg Robert in die nun zum Boot umfunktionierte Wanne und überredete dann seinen fünfzehn Minuten jüngeren ängstlichen Freund Josef, es ihm gleichzutun. Kurz darauf saßen sich die beiden gegenüber und staunten nicht schlecht, als sie merkten, dass sie nicht nur obenauf, sondern auch davonschwammen. Sie hatten nichts dabei, um zu steuern oder zu rudern, so ließen sie sich einfach treiben. Es ging vorbei an Mückenschwärmen, Wasserläufern und einer Entenfamilie, sie glitten unter reifen Brombeersträuchern hindurch und sahen sogar einen Eisvogel. An einer schmalen Stelle brachten ein paar Strudel die Wanne beinahe zum Kentern. Nach einem kurzen Schreckmoment aber meisterten die beiden Jungen auch diese Schwierigkeit.

Es war ein herrlicher Tag auf der Ache. Sie sammelten Beeren und schlugen sich die Bäuche voll, beobachteten einen Biber, der versuchte, einen Baum zu fällen, schreckten einen Fischreiher auf und konnten es kaum glauben, als sie sogar ein paar Krebse entdeckten, die auf dem hellen Sandboden im Flussbett saßen und ihnen mit den Scheren winkten.

Und auch die Bäuerin auf der Kuhweide musste laut Robert zweimal hinsehen, als sie um fünf Uhr nachmittags ihre Kühe zum Melken in den Stall holen wollte. Der Wassertrog ihrer Viecher war nämlich verschwunden. Stattdessen lagen da zwei schweinslederne Schulanzen auf der Weide. Nach dem Füttern, Melken und Einstreuen stapfte sie in Gummistiefeln durch Blumfeld und läutete, Roberts Mathematikheft in der Hand,

bei den Grubers, die längst nach ihrem verlorenen Sohn suchten. Der halbe Ort war in Aufruhr. Die beiden Knaben jedoch und die Viehtränke blieben wie vom Erdboden verschluckt.

Entdeckt wurden sie erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Ein Müller, der etliche Kilometer flussabwärts ein paar Schütze am Wehr seiner Sägemühle austauschen wollte, berichtete sichtlich irritiert, dass im Abendlicht zwei Buben in einer verzinkten Badewanne auf dem Bach an ihm vorbeigetrieben seien. Sie hätten gut gelaunt gewunken und gerufen, dass sie noch viel weiter und am liebsten bis ans Meer fahren würden.

Daraus aber wurde nichts, denn die Altmühl, auf der sie mittlerweile unterwegs waren, ist bis heute der vermutlich langsamste Fluss in ganz Europa. So konnte der Müller den beiden nachlaufen, sie aus dem Wasser fischen, samt ihres Badezubers auf den Anhänger seines Traktors laden und zu ihren Eltern zurückbringen. Da gab es ein großes Hallo und für jeden der beiden als Erstes eine saftige Ohrfeige. Nicht wegen dem Ausflug in der Wanne, sondern weil die zwei noch gar nicht schwimmen konnten.

o

Es fällt mir also nicht schwer, den traurigen Blick von Robert zu deuten. Mit wem soll er künftig zum Angeln gehen? Als ich direkt vor ihm stehen bleibe, weicht er meinem Blick aus und räuspert sich. Da aber dringt bereits aufgeregtes Stimmengewirr durch die geschlossene Haustür. Ich kann nur ein paar Worte aufschnappen.

Anscheinend geht es darum, dass gleich der Sarg ins Haus getragen werden soll. Nervös zupfe ich an meinem Halstuch. Ich brauche noch ein paar Minuten alleine mit dem Verstorbenen. »Geh nur, Anna«, sagt Robert leise und legt eine Hand auf meinen Arm, »ich war auch schon bei ihm drin und hab mich verabschiedet. Ich sag denen da draußen, dass sie warten sollen, bis du rauskommst.«

Die Klinke der Wohnzimmertür quietscht jämmerlich, als ich sie herunterdrücke. Dann öffne ich die Tür und strecke vorsichtig den Kopf ins Zimmer. Josef liegt auf dem Sofa, und wüsste ich es nicht besser, ich würde denken, dass er seinen täglichen Mittagsschlaf hält. Nur das leise Schnarchen fehlt. Stattdessen hört man aus einer Ecke des Raumes das Ticken der schweren hölzernen Standuhr und dazwischen das monotone Summen einer Fliege. Ich klemme meine Handtasche unter den Arm, trete ein und schließe die Tür mit einem Ruck. Dann drehe ich mich langsam um und wage nicht zu atmen. Es fühlt sich seltsam an, zu zweit und doch alleine in einem Raum zu sein.

Jemand hat dem Verstorbenen ein weißes Baumwolltuch um den Kopf gebunden. Über der Stirn ragen zwei weiße Stoffzipfel aus dem Knoten. Josefs schmale Hände sind wie zum Gebet gefaltet und ein zartes Lächeln liegt auf seinen Lippen. Das lässt mich hoffen, dass er mit einem schönen letzten Gedanken gehen konnte. Als ich mir letzte Nacht ein Glas Wasser holen wollte, habe ich ihn reglos auf dem Küchenboden gefunden, neben einem großen Stück Schwarzwälder Kirschtorte, die Kuchen gabel noch in der Hand. Er muss schon eine Weile dort

gelegen haben, denn er fühlte sich ganz kalt an. Und daran konnten weder der Notarzt noch der herbeigeeilte Hausarzt Rosner etwas ändern. Ich saß wie versteinert am Küchentisch, bis mir jemand ins Ohr flüsterte, man könne nichts weiter für ihn tun, als das Fenster zu öffnen.

Ich mache einen Schritt auf das Sofa zu und falte ebenfalls meine Hände. Genau so hätte er sich gefallen. Korrekt, zufrieden und fromm wollte er wirken, nicht nur auf dem Totenbett, sondern auch sonst. Ich muss kurz an einen Stallhasen mit Zahnschmerzen denken. Meine Finger schieben sich fester ineinander. Aufmerksam betrachte ich Josefs Gesicht. Er war schon immer recht blass, aber jetzt ist er kalkweiß. »Hoffentlich tritt die Leichenstarre bald vollständig ein, dann kann das dämliche Tuch runter.« Kurz erschrecke ich über das Beben in meiner Stimme. »So kann man dich ja wirklich nicht herzeigen, Josef, auch wenn sonst alles passt.« Und es passt wirklich alles: Pomade glänzt in seinem noch immer dunklen Haar, man hat ihm seinen besten Anzug angezogen und am Revers steckt ein glänzendes silbernes Kreuz. Das schwarze Hemd samt weißem Kollar ist gebügelt, kein einziges Staubkorn ist auf dem nachtschwarzen Stoff zu entdecken. Seine schwarzen Lackschuhe sind ungetragen, glänzen frisch poliert und sogar die Schleifen sind perfekt gebunden. Ich weiß, dass Josef sie nie anhatte, weil sie ihm eigentlich zwei Nummern zu klein sind.

Es war sein erstes und einziges Mal, dass er alleine zum Schuhkauf losgezogen war. Hinterher jammerte er, dass er sich zwischen all den Regalen, Schachteln und Verkäuferinnen, die sich einfach so vor ihn hingekniet hätten, gar

nicht zurechtgefunden hätte. Bis er irgendwann dieses Restpaar entdeckt habe, das so stark reduziert gewesen sei, dass er einfach nicht mehr auf die Größe geachtet hätte. Zerknirscht bereute er hinterher seine Sparsamkeit und auch, dass er mich nicht mitgenommen hatte. Er konnte in seinen glänzenden Schnäppchen, die natürlich vom Umtausch ausgeschlossen waren, keine drei Schritte gehen.

»Immerhin kannst du sie jetzt einmal tragen«, murmele ich vor mich hin, »den letzten Weg musst du ja nicht zu Fuß gehen.« Damit öffne ich den Verschluss meiner Handtasche und ziehe einen kleinen Umschlag heraus, inspiziere die Klebekante und fahre mit den Fingerspitzen über das elfenbeinfarbene Papier, ertaste darunter einen harten Gegenstand, der nicht viel größer ist als ein Fingerhut. Mit einer schnellen Bewegung lupfe ich das Revers von Josefs Jackett, schiebe das Kuvert in die Innentasche, zücke Nadel und Faden und nähe sie mit ein paar flinken Stichen zu. Dann reiße ich den Faden ab und stecke das Nähzeug zurück in meine Handtasche. »Wie versprochen. Aber den Rest musst du alleine hibekommen.«

Heute Morgen auf dem Rad habe ich mir vorgestellt, wie ich Josef zum Abschied die Hand küsse, so wie ich das letztens in einem Spielfilm gesehen habe. Aber irgendwie graust es mir jetzt doch, und ich lege stattdessen nur meine Hand auf seine Brust. Dann warte ich darauf, dass mir die Tränen kommen. Doch es kommen keine. Noch nicht einmal, als Josef nur wenig später aus dem Haus getragen wird.

Inzwischen sind ein paar Tage vergangen, in denen ich kaum zum Nachdenken gekommen bin. Es gab andauernd etwas zu tun. Heute Nachmittag um drei Uhr ist die Beerdigung. Gerade eben sitze ich alleine am Küchentisch und komme endlich für einen Moment zur Ruhe.

Gedankenverloren blättere ich in einem Kochbuch, das vor mir auf dem Tisch liegt, und schaue aus dem Fenster. Weinen aber kann ich noch immer nicht. Es will mir einfach nicht in den Kopf, dass Josef nie wieder zur Küchentür hereinkommen wird. Dass er nicht mehr mit mir am Tisch sitzen, diskutieren, lachen, streiten, fabulieren und philosophieren kann. Nie wieder wird er vor dem Altar stehen und predigen, beim Seniorenkaffee für Stimmung sorgen oder während des Krippenspiels auf mein Zeichen hin heimlich das wächserne Jesuskind in die Krippe schmuggeln.

Außerdem will ich mir gar nicht vorstellen, was nun alles zu organisieren ist, auch wenn Josef den Ablauf seiner eigenen Beerdigung schon vor Jahren genau festgelegt hat. Wer konnte ahnen, dass ihm bei einem ganz banalen Anfall von Mitternachtshunger vor dem offenen Kühlschrank das Herz stehen bleibt. Ich doch am allerwenigsten. Er war ja gerade mal siebenundfünfzig. Außerdem hat er in letzter Zeit sogar ab und an Sport gemacht, also, wenn man Spazierengehen mit Skistöcken so nennen will. Aber alle in Blumfeld sind sich einig, egal ob beim Friseur, beim Metzger, beim Bäcker oder in der Schlange vor dem Gemüsestand: Aussuchen kann man sich beim Sterben den Ort und die Zeit wirklich nur im schlimmsten Fall.

Seit Josefs Tod liegen jeden Tag neue Beileidsbekundungen auf der Haustreppe. Ich komme mit dem Lesen nicht hinterher. Ans Antworten will ich gar nicht erst denken. Ich wüsste auch nicht, was ich schreiben soll.

Gestern hat die Leiterin des katholischen Kindergartens persönlich bei mir vorbeigeschaut und einen ganzen Schwung Bilder auf den Küchentisch gelegt. Sie und ihre Kolleginnen hätten mit den Kindern über Josefs Tod gesprochen und dann gemeinsam gemalt, für mich. Wir haben uns hingesetzt und einen Kaffee getrunken. Frau Müller hatte die kleinen Kunstwerke zu einer Art Damenkino zusammengeheftet und wusste bei jedem Bild, von wem es war und was darauf zu sehen sein sollte.

Auf dem Deckblatt konnte ich unschwer den Josef vor seinem dunkelgrünen Mercedes erkennen. Aus dem Auspuff quollen dicke schwarze Wolken, die die Form von Eichenblättern hatten. Ich wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Auf der nächsten Seite schon wuchsen dem Pfarrer ein paar bunte Schmetterlingsflügel aus dem Rücken und er saß breitbeinig auf einem bunten Regenbogen, darunter ein gelbes Haus mit einem Kreuz auf dem Dach. Dann folgte ein Bild, auf dem Josef und ich zusammen im Pfarrgarten riesige rote Unterhosen an einer Wäscheleine aufhängen. Ich erkannte den Mirabellenbaum an seinen gelben Früchten, er war allerdings nur etwa halb so groß wie das Kleidungsstück in meiner Hand. Lächelnd erklärte ich Frau Müller, dass ich genau deshalb all unsere Wäsche auf dem Dachboden trocknen würde. Bei jedem weiteren Bild, das wir bewunderten, kam uns der Geruch von Wachsmalkreide entgegen. Die

Farben waren so dick aufgetragen, dass die Seiten schwer zwischen meinen Fingern wogen, wenn ich umblätterte. Beim Stichwort *Wachs* verriet Frau Müller mir, dass sie, sosehr sie ihren Beruf auch liebe, inzwischen die Jahre rückwärts zählen würde, in denen sie Laternen basteln und Martinslieder singen müsse. Außerdem habe sie die Nase voll davon, jedes Jahr den zerschnittenen Umhang des heiligen Martins wieder zusammennähen zu müssen.

Sie verstummte abrupt, als ich die letzte Seite aufschlug. Das Bild stammte von der kleinen Eva. Am unteren Rand ragten drei kleine Fliegenpilze aus der Erde, daneben stand eine Frau in einem blauen Kostüm, mit einer Krone auf dem Kopf und einem Kuchentablett in der Hand. Frau Müller legte mir die Hand auf den Arm und meinte, dass das Mädchen mich gemalt habe. Dann fragte die Kindergärtnerin leise und mit ernstem Blick, ob ich denn schon wüsste, wie es nun für mich weitergehen würde.

Weil ich keine Antwort darauf hatte, steckte ich Frau Müller ein kleines Glas Mirabellenmarmelade zu und erzählte von der anstehenden Beerdigung. In Josefs Unterlagen hatte ein Zettel gelegen, auf dem genau notiert war, wie alles vonstattengehen soll.

»Stellen Sie sich vor, der Josef will gar keinen richtigen Trauergottesdienst in der Blumfelder Kirche, sondern bloß eine Andacht mit dem Bischof auf dem Friedhof.«

Frau Müller schüttelte nur den Kopf und umarmte mich zum Abschied.

Eine Stunde nachdem sie gegangen war, rief mich die Haushälterin des Bischofs an, Doris Angermeier. Ich war

gerade im Keller damit beschäftigt, leere Marmeladengläser herzurichten, und hetzte die Treppe hoch, den Flur entlang und ins Pfarrbüro, aus dem es laut und schrill durch das sonst totenstille Pfarrhaus bimmelte.

»Nass?« Es knackte in der Leitung, und ich hörte nur meinen eigenen schnellen Atem über einem leisen Tuten. Schulterzuckend legte ich den Hörer auf. War ich wohl zu langsam gewesen. Eine Sekunde später klingelte es erneut und ich hob beim ersten Läuten ab.

»Hallo?«

»Wo hab ich dich denn jetzt hergeholt?«

»Wer ist denn dran, bitte?«

»Na ich bin's. Sag bloß du erkennst mich nicht?«

»Ach, du bist's, Doris, grüß dich.«

»Und?«

Ich seufzte.

»Muss ja.«

»Mein herzliches Beileid.«

»Danke.«

»Und sonst?«

»Na ja, ist halt viel zu tun. Du weißt ja. Und bei dir?«

»Alles wie immer, nur mit der Gicht hat er zu kämpfen, unser Herr Bischof. Aber was ich dir erzählen wollte: Hast du schon gehört, dass euer Bürgermeister ...«

»Ja, natürlich.«

»Und dass letzte Woche in eurer Nachbargemeinde der ...«

»Auch das.« Ich musste lächeln.

»Und wusstest du eigentlich, dass der Feuerwehrkom...«

»Was denkst du denn, Doris, jetzt sag schon, warum du *wirklich* anrufst.«

Meine Amtskollegin ließ eine lange Pause. »Ja, Anna, jetzt hab ich hier endlich mal was, von dem du nicht schon weißt.«

Ich hörte den Triumph in ihrer Stimme und spielte das Spielchen mit.

»Das kann nicht sein.«

Sie kicherte am anderen Ende der Leitung.

»Doch und jetzt halt dich fest. Du bekommst nämlich morgen schon einen neuen Pfarrer!«

»Wie bitte?« Ich hielt mich reflexhaft an der Tischkante fest.

»Ja, der Chef lässt dir ausrichten, dass ein frisch geweihter junger Priester bereits auf dem Weg nach Blumfeld ist. Er kommt *direkt* aus Rom.«

Ihre Stimme überschlug sich förmlich, meine dagegen wurde dünn.

»Aus Rom? Und schon morgen, gleich zur Beerdigung? Und der Bischof, wann kommt der? Er soll doch die Andacht halten.«

»Der kommt jetzt doch nicht. Ich soll dir schonend beibringen, dass er die letzte Woche schon zwei Altbürgermeister, einen Stadtrat a.D. und einen Kommunalpolitiker unter die Erde gebracht hat.« Sie holte geräuschvoll Luft. »Aber unter uns: Der Mann verträgt halt einfach das fettige Essen nicht mehr. Der hat beim Leichenschmaus gestern bestimmt wieder doppelt so viele Bauernwürste in sich reingestopft wie die anderen Freibiergesichter und jetzt sitzt er schon seit drei Stunden auf dem ...«

»Ja, ja, so genau will ich das nicht wissen. Aber was hast du da eben gesagt? Ein frisch geweihter Priester ist schon auf dem Weg? *Direkt* aus Rom?«

»Nicht ganz. Ursprünglich kommt der junge Mann von der Nordsee, aber das merkt man erst, wenn er den Mund aufmacht. Der Chef meinte, so einer wäre eigentlich gar nicht vermittelbar, zumindest nicht bei uns.«

»Warum das?«

»Das wirst du schon hören. Er hat gestern hier angerufen, Anna, ich sag's dir, der kann *gar kein* Hochdeutsch, sondern nur dieses Platt. Ich hab jedenfalls überhaupt nichts verstanden und dem Chef ging's ähnlich. Aber anscheinend bringt ihn ein Fahrer heute oder morgen bei dir in Blumfeld vorbei. Ob der jetzt eine Haushälterin braucht, kann ich dir allerdings nicht sagen. Der Heilige Stuhl schickt dir wohl auch noch ein offizielles Fax.«

Ich konnte nicht fassen, was meine Kollegin mir da ganz nebenbei am Telefon eröffnete. Und ein *Fax* aus dem *Vatikan*? Wir sprachen noch eine Weile über die weltfremden Ansichten ihres Chefs, aber zwei Sachen waren längst entschieden. Der Bischof würde nicht kommen, der neue Priester aber sehr wohl. Ich schaffte es kaum, meinen Ärger zu verbergen, Doris auch nicht.

»Der Bischof hat schon prophezeit, dass wir zwei uns darüber aufregen werden, wenn er nicht auftaucht, aber er ist nun mal davon überzeugt, dass, seine Worte, *ein Verstorbener von seiner Beerdigung sowieso nichts mitbekommt*.«

»Da ist er aber wohl der Einzige, der so denkt.«

»Darauf kannst du wetten, aber es kommt noch besser. Er meint, dass die Leute am Land eh bloß zum Schauen kommen und der gemeine Blumfelder vom wahren Glauben nur wenig Ahnung hat.«

Ich schnaubte ins Telefon. »Als ob der wüsste, was der *wahre* Glaube ist. Bevor er darüber urteilt, sollte er erst mal ein bisschen was vom Leben verstehen, findest du nicht auch? Du kannst deinem wertigen Herrn Bischof schöne Grüße ausrichten. Er möchte sich schon mal darauf einstellen, dass der Pfarrer Josef zu *seiner* Beerdigung dann voraussichtlich auch nicht kommen wird!«

Doris Angermeier quietschte vergnügt ins Telefon: »Das leite ich ihm gerne so weiter, Anna, da freu ich mich schon auf sein Gesicht!«

Wir legten auf, und ich schrubbte in der nächsten Stunde das Gästezimmer im Erdgeschoss von oben bis unten. Von jetzt auf gleich ein neuer Pfarrer? Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet.



Unser Kennenlernen war dann auch keine Sternstunde. Mir sitzt der Schreck jetzt noch in den Knochen. Ich hatte die letzten Nächte ohnehin schon schlecht geschlafen und draußen war es noch dunkel, als unter meinem Fenster ein Auto vorfuhr und jemand bei laufendem Motor erst die Türen und dann den Kofferraum knallen ließ. Es hupte dreimal kurz, dann rauschte der Wagen davon. Einen Moment später klopfte es zaghaft an der Haustür. Ich bin hochgeschreckt und nur in Schlafanzug und

Morgenrock hinuntergestolpert. Da stand Josefs Nachfolger schon auf der Haustreppe. Ein kräftig gebauter junger Mann mit hochrotem Gesicht, einem Grübchen am Kinn und zwei Koffern, die er neben sich auf den Boden gestellt hatte.

Auf den ersten Blick sah er aus wie alle Blumfelder Burschen in diesem Alter, nur sein hellblondes Haar variiert, dass er nicht von hier stammte. Ungläubig starrte er meinen Morgenrock an. Ich wiederum wusste beim besten Willen nicht, was ich mit so einem jungen Mann anfangen sollte. Es stellte sich schnell heraus, dass er gerade mal achtundzwanzig Jahre alt war. Außerdem war der *Fridtjof*, so hat er sich mit einem festen Handschlag vorgestellt, wie von Doris angekündigt, wirklich nur schwer verständlich. Ich dürfte wohl eine der wenigen Blumfelderinnen sein, die versteht, was er meint, schließlich klang mein verstorbener Vater so ähnlich wie der junge Friese, wenn er abends nach dem Essen sein Gebiss aus dem Mund genommen hatte.

Jedenfalls hatte ich in diesem Moment kein besonders dringendes Bedürfnis, nur unzulänglich bekleidet und todmüde, mit ihm zu plaudern.

»Aber komm erst mal rein, Fridtjof, ich zeig dir dein Zimmer. Du willst dich bestimmt ja auch noch mal hingehen. Wo kommst du denn jetzt her? Es ist halb drei. Seid ihr durchgefahren, dass du mitten in der Nacht hier auftauchst?«

Ich ging durch den Flur voran und zeigte auf die verschiedenen Türen. Fridtjof folgte mir mit seinen beiden Koffern in den Händen.

»Pfarrbüro, Küche, Wohnstube, Bad und hier ist dein Gästezimmer.« Damit öffnete ich die entsprechende Tür und drückte auf den Lichtschalter. Fridtjof schob sich an mir vorbei und trat ein. Im Augenwinkel konnte ich sehen, dass sein Adamsapfel hüpfte, als er den Schokoriegel auf dem Kopfkissen entdeckte, den ich dort neben zwei frische Handtücher gelegt hatte. Er musste hungrig sein. Fridtjof stellte sein Gepäck ab und sah sich um.

»Es ist recht einfach hier«, ich deutete auf das Fenster. »Aber wenn es in zwei Stunden hell wird, schaut man von dort direkt in den Garten, das wird dir gefallen.«

Fridtjof interessierte sich mehr für die Schokolade auf seinem Bett. »Verzeihen Sie, darf ich den gleich essen?«

Ich nickte nur, er griff nach dem Riegel und riss das Papier ab.

»Möchten Sie auch ein Stück?«

»Nein, danke. Ich gönne mir vielleicht lieber einen Melissengeist.«

Der junge Mann legte den Kopf schräg und sah mich fragend an.

»Einen Schnaps?« Er sah auf seine Armbanduhr.

Ich nickte.

»Bei dem Schreck, den du mir gerade eingejagt hast, hilft vermutlich nur was Stärkeres.«

»Das brauche ich auch.«

»Aber was genau hat dich denn erschreckt?« Verlegen sah ich an mir herab und strich mit einer Hand über den ausgebleichenen Stoff meines Morgenrocks.

Fridtjof zuckte bloß mit den Schultern und sah auf den Boden.

»Na ja. Frau Nass, ich bin jetzt in Bayern ...«

Und als ob das für den Anfang nicht schon genug Aufregung war, piepte und pfiß es wenige Stunden später bei unserem ersten gemeinsamen Frühstück nebenan aus dem Pfarrbüro. Als wir hinübereilten, knatterte und rattete dort tatsächlich das Faxgerät und innerhalb von Sekunden hielt ich staunend ein Blatt Thermopapier in den Händen, auf dem das Wappen des Vatikans zu erkennen war. Zwei gekreuzte Schlüssel unter einer dreifachen Krone. Dort stand in eleganten Druckbuchstaben, dass Fridtjof Nissen zum neuen Pfarrer von Blumfeld berufen worden sei.

Ich schüttelte den Kopf und reichte das Fax wortlos an den jungen Mann weiter, als schon die nächste Nachricht aus dem Gerät glitt. Es war ein handgeschriebener Gruß des Bischofs, und die Nachricht, dass er aufgrund einer *Magenverstimmung* nicht zur heutigen Beerdigung erscheinen könne, dem *Friesen* aber einen guten ersten Arbeitstag wünsche.

o

Weil ich heute Vormittag noch etliches zu erledigen hatte, schickte ich den Fridtjof nach dem Frühstück einfach noch mal ins Bett. Die Fahrt saß ihm sicher noch in den Knochen, und ich konnte mich ohnehin erst gegen Mittag wieder um ihn kümmern. Als ich um elf Uhr von meinen Erledigungen zurückkam, saß er in der Küche und trank Tee.

»Oh, bist du krank?«